

REXROTH, Frank: *Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters*. München: Verlag C.H. Beck 2018, 505 S., Illustrationen, Karten. ISBN 978-3-406-72521-0.

Wer Europa verstehen will, muss das Hochmittelalter kennen. Natürlich auch die Renaissance, die Reformation und die Französische Revolution, aber entscheidende Weichen für alles werden im 12. Jahrhundert gestellt. Dies ruft uns Frank Rexroth, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte in Göttingen, in seinem Buch *Fröhliche Scholastik* (ein Titel, der Nietzsches Anarchie der „Fröhlichen Wissenschaft“ im intellektuellen Gepäck hat) in Erinnerung. Sein Exkursionsgebiet sind die Schulen von Magistern und Studenten, die in den letzten Jahrzehnten vor 1200, also noch vor dem Entstehen des klassischen Typs der Universität in Bologna, Paris und Oxford, die gelehrte Welt im Okzident aufmischten.

Einen, wenn nicht gar den zentralen Ausgangspunkt sieht Rexroth in veränderten sozialen Strukturen – und weniger in intellektuellen Reflexionen. Das Denken gewinne seine Dynamik nicht (mehr) in den Kathedralschulen, sondern in einer „Hüttensiedlung“ am linken Ufer der Seine in Paris (dem heutigen Quartier latin). Rexroth rekonstruiert minutiös eine Vielzahl sozialer Bedingungen dieser neuen Welt: Das Hüttendorf profitierte von der Lage im Niemandsland vor den Stadtmauern von Paris, die herrschaftliche und bischöfliche Kontrolle war schwach. Sodann machte ein altes Medium in diesem Milieu neu Karriere: Der Brief, der neben den Traktat als Ort eigenständiger Denkübungen trat. Auch der Kommentar, die Glosse, radikalisierte sich und verwandelte sich von der dankbaren Erläuterung der großen Tradition zum Entréebillet in die bohrende Nachfrage nach der Qualität eines verehrten Textes. Schließlich: Die hierarchische Überordnung des Lehrers über den Schüler werde durch eine Gemeinschaft aufgebrochen, in der sich philosophisch Interessierte in einer freien Vergemeinschaftung zusammenfinden und wo die Diskussion an die Stelle deduktiver Wissensvermittlung trete – das mittelalterliche Kommunenleben als Nukleus der diskursiven Scientific community. Dies bedeute eine neue Bewertung der Freundschaft: Sie habe sich in diesen Zirkeln gegen das hierarchische Lehrer-Schüler-Verhältnis etabliert. Ein „auto-

poietischer“ Raum entsteht vor Rexroths Augen, in dem Wissen um des Wissens willen gesucht wird. Dies war so attraktiv, dass sich in Paris Lehrer aus aller Herren Länder und auch die Scholaren aus dem ganzen Abendland einfanden. Hier wurde gedacht, was lange undenkbar war.

Im Zentrum dieser „Wissenschaftsrevolution“ steht in diesem Buch ein Solitär, eine säkulare Ausnahmegestalt: Petrus Abaelard. Für Rexroth war er weit mehr als der kastrierte Liebhaber von Héloïse, vielmehr bildete er den Angelpunkt der neuen Lebensform und einer Revolution des Denkens. Habe früher das Wissen der Alten normativ gegolten, könne jetzt die Einsicht in das Neue, das gar Unvordenkliche autoritative Geltung beanspruchen. Das Vertrauen in die Wahrheit werde von der Reflexion auf die Wahrscheinlichkeit verunsichert. Sprachphilosophische Bohrungen unterminierten die Verlässlichkeit des kommunizierten Wissens: Haben Begriffe einen Inhalt oder sind sie freie Konstruktionen (wie es später im Nominalismus-Streit weiter diskutiert werden sollte)? Eigensinn gegen die Autorität der Tradition. Ein schwindelerregendes Karussell intellektueller Reflexion setzte sich in Bewegung. Am Ende stehe kein definitives Wissen mehr, sondern die unabschließbare Wissenssuche. Wer die Unsicherheit des wilden Denkens liebte: Hier fand man sie.

Rexroth berichtet von all dem mit der Bereitschaft, auch komplexe Zusammenhänge verständlich zu erläutern und diese intellektuell ambitionierten und uns so ungemein fernen Zeiten nahezubringen. Er ist ein verlässlicher Cicerone, er beherrscht die hohe Kunst der verständlichen Erläuterung und der leichtfüßigen Eloquenz ohne den Absturz in die Banalität des Stammtisches. Dabei interessieren ihn vor allem Fragen der damaligen Wissenschaftstheorie. Hingegen steht die Theologie nicht im Zentrum seines Interesses. Die religiösen Debatten hat er nicht ignoriert, schon angesichts der Biographien seiner Protagonisten spielen sie eine wichtige Rolle. Aber hier würde ich gerne mit Rexroth weiter diskutieren, nicht, weil der Rezensent auch Theologe ist, sondern weil man die Frage nach dem Eigensinn intellektueller theologischer Debatten und ihrer Interaktion mit sozialen Verhältnissen vielleicht doch intensiver erwägen könnte. Denn Fragen etwa der Eucharistie-theologie, der Trinitätslehre oder – wer es gerne ganz fremd haben will – der Sühnetheologie (Anselm von Canterbury und die Folgen...) waren nicht nur hermetische Debatten in Theologenkreisen, sondern auch Angelpunkte inhaltlicher und eben auch wissenschaftstheoretischer Grundsatzdebatten; aber sie spielen allenfalls eine Statistenrolle.

Schließlich stellt Rexroth die Frage, in welchem Verhältnis diese Zeit des anarchischen Denkens zu den dann um 1200 entstehenden Universitäten stand. Sein Richterschwert führt er mit kühler Klarheit: Die Universitätsgründungen waren für ihn eine „konservative Revolution“, in der Bischöfe und Päpste die entstehenden Universitäten autoritär kujonierten und ihrer Autonomie Fesseln anlegten – eine Art Veralltäglichsung des „fröhlichen“ Charisma, der Weg aus den „Hütten“ in die Paläste. Hier erhielten die freischwebenden Intellektuellen eine verlässliche Existenzgrundlage. Doch Rexroth fügt ein großes Aber an: Dass mit der Universität die „fröhliche Wissenschaft“ institutionell stabilisiert wurde und damit dauerhaft existenzfähig, wie die Forschung auch be-

hauptet hat, wird für Rexroth durch den Freiheitsverlust nicht wirklich aufgehoben. Rexroth bewegt sich hier in den Spuren einer eher protestantisch geprägten Geschichtsschreibung (wie man seinem instruktiven Überblick über die Forschungsgeschichte entnehmen kann), in der dem christlichen Bildungsethos eine positive Rolle, der kirchlichen Institutionalisierung eine negative zugeschrieben wird. Wie immer man Rexroths Perspektive auf diese Institutionalisierung bewertet: Er realisiert, wie der nonkonformistische Geist einer systemsprengenden Anfangszeit machtpolitisch nutzbar wurde. Dabei entstanden allerdings wieder neue Strukturen, etwa durch rechtliche Absicherung und den Zusammenschluss als Schwurgemeinschaft, wodurch das Organisationsmodell einer im Prinzip selbstverwalteten Wissenschaft entstand, welches sich als relativ stabil erweisen sollte.

Vielleicht würde er diese Bildung einer festen Struktur mit Blick auf vergleichbare Entwicklungen in der arabisch-islamischen Welt milder beurteilen (wobei die freisinnigen Scholaren ihre Ideen entwickelten, bevor es zur Begegnung mit dieser Welt insbesondere im Rahmen der spanischen Reconquista kam). Hier gab es mit den Madresen ebenfalls Orte des intensiven und auch oft genug wilden philosophischen und theologischen Denkens, von denen – ein Grund unter vielen dürfte die oft hohe Abhängigkeit der Madresen von Stiftern und Familienbeziehungen gewesen sein – aber kein Pfad in die Wissenschaftswelt geführt hat, wie sie mit den Universitäten (und selbst mit den späteren Akademien) entstand. Das hat vermutlich viel mit der institutionellen Absicherung der Universität im Okzident zu tun.

Damit stehen wir in der Gegenwart, und um die geht es Rexroth bei aller historischen Perspektive ganz sicher auch. In seinen abschließenden Überlegungen legt er einen weiteren Grund offen, warum er die Differenz zwischen freien Scholaren und institutionalisierter Universität so scharf markiert: Die heutige Universität stehe wieder einmal in der Gefahr, die Freiheit der Forschung und Lehre, die sich auch um des schieren Wissens willen für das Wissen interessiert, zu verlieren. An die Stelle der Innovation trete der Anwendungsbezug, das freundschaftlich-egalitäre Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden, in dem auf Augenhöhe letztlich nur das Argument zähle, werde von der Prüfungsmaschinerie verdrängt. Dass hier Gefahr im Verzug ist, kann man nicht bestreiten. Rexroth macht uns deutlich, wie die Freiheiten universitärer Wissenschaft in einer historisch einmaligen Situation entstanden, in der strukturelle Weichen für einen europäischen Sonderweg, der inzwischen partiell globalisiert ist, gestellt wurden. Dass wir diese Weichen zu unserem eigenen Schaden wieder umlegen, wenn wir die Suche nach der „Wahrheit“ mit der Administration von Modulen verwechseln, ist nicht schwer nachzuvollziehen.

HELMUT ZANDER